

Die Küste war ihr Schicksal

An guten Tagen zeigt sich Irlands Küste von ihrer besten Seite, als monumentale Bühne der Natur. Grandios ragt die mächtige Wand des Slieve League aus dem Atlantik empor, ein granitgrauer Palast der Vertikalen hoch über der Grafschaft Donegal, vor dessen Mauern sich ein prächtiges Panorama ausbreitet. Linker Hand die zerklüftete Donegal Bay, voraus der seltsame Tafelberg bei Sligo und rechts die steilen Ufer von Benwee Head. Sechshundert Meter tiefer segeln Basstöpel über den absolut stillen Ozean. Das Meer scheint unbewegt, fast transparent, eine leichte Brise zaubert feine Muster auf den Meeresspiegel. Ein weißer Saum fasst das Blaugrün des Atlantiks ein, aber in der Höhe ist von Brandung nichts zu hören. Wahrscheinlich hat auch der amerikanische Reporter John Putman an Orten wie diesem gestanden, nach Hause schrieb er jedenfalls:

„Nach einer Reise durch Irland bleibt vor allem die Erinnerung an solche Landschaften. Sie sind von einer herzerbrechenden Schönheit ... und so leer. Deshalb können wir sie mit unseren eigenen Träumen besiedeln, dem idealen Menschen, der – unkorumpiert – in Einklang mit Meer und Land lebt.“

John Putman, A New Day For Ireland, 1984

Den Stadtmenschen erscheint Irland als Gegenentwurf zu der eigenen lauten Welt – unberührt, unversehrt. In den Bergen, die sich schroff gleich hinter der Küste erheben, findet sich auch nicht die Spur von Beton – keine Sesselbahn, kein Gasthaus, kein Parkplatz am Aussichtspunkt, nicht einmal markierte Wanderwege gibt es. Wer in den Cahra Mountains, im Burren oder am Errigal wandert, braucht Karte und Kompass. Keine Straße führt zu den spektakulären Klippen und Vogelkolonien; am Horn Head oder auf Dursey Island gehört das Panorama dem Betrachter allein. An den Stränden der Halbinsel Mullet oder in Falcarragh stehen weder Kiosk noch Strandkorb; Wind und Wellen arbeiten ungestört wie seit Jahrtausenden an der Umverteilung von Sand. Irland lockt mit einer ursprünglichen Landschaft – und Freiräumen, die manchem Besucher vom Kontinent beinahe unheimlich erscheinen. Der Schriftsteller Alfred Andersch, dem es die karstige Mondlandschaft des Burren in der Grafschaft Clare angetan hatte, warnte seine Leser gar vor einem Gefühl der Verlassenheit.

„Der Ozean und der Himmel schütten ein Licht der Einsamkeit über das Land aus. Dagegen kommt nichts auf. Zwischen allen Gegenständen in Irland ist ein grünes, weißes und graues Licht aus Leere. Wer sich vor dem Schweigen und Alleinsein fürchtet, soll nicht nach Irland gehen. Nichts Romantisches kann gemeldet werden, aber rätselhafte Schönheit des Ausgesetztseins, Orplidgefühle.“

Alfred Andersch, Nachdenken über Irland, 1973

An schlechten Tagen entfalten diese rätselhaften Mächte ihre größte Wirkung. Wenn die Stürme vom Atlantik her über Irland ziehen, krachen die Wellen mit Wucht auf die Insel, und selbst die großartigsten Felsformationen verschwinden hinter einem Vorhang aus Gischt. Irland ist Europas Vorposten im Westen, vom Meer aus gesehen der erste Wellenbrecher. Die Höhe einer Welle ist abhängig von dem Anlauf, den sie nimmt, und zwischen Amerika und Irland liegt kein Hindernis, das sie bremsen könnte. Für den englischen Historiker Charles Richard Weld gibt es in ganz Europa keinen Ort, wo die Elemente mit solcher Vehemenz aufeinander prallen wie an den Kalksteinklippen von Moher.

„Sollte Ihnen das Glück widerfahren, Ihre Wanderung bei einem kräftigen Westwind zu unternehmen, der die Atlantikwellen zu Bergen auftürmt und sie wuschäumend gegen die Klippen schleudert, dann werden Sie sich an diese Wanderung erinnern, solange Ihr Erinnerungsvermögen währt.“

Charles Richard Weld, Vacations in Ireland, 1857

An solchen Tagen ist die Küste ein Albtraum, ein Schlachtfeld der Elemente, auf dem der Mensch nichts verloren hat. Der amerikanische Regisseur Robert Flaherty drehte 1934 einen Film über das Leben auf den Aran-Inseln; schaurigere Bilder einer wütenden, kochenden See hat man selten gesehen. Die Wellen begraben Felsen unter sich, die sonst zwanzig Meter über den Meeresspiegel ragen. Eine Sequenz zeigt drei Fischer, die vom Haifang zurückkehren und in ihrem Curragh durch die tobende Brandung rudern. Sie schaffen es ans rettende Ufer, aber sie verlieren ihr Boot. In Sekunden machen die Brecher Kleinholz daraus. Wer an diesen Küsten lebt, den lehrt der Atlantik das Fürchten.

„Every bay in Ireland booms,
when the flood against it comes.
Winter throws a spear of fire!“

Anonym, achtes Jahrhundert, aus dem Irischen von Frank O'Connor

Eine jede Bucht in Irland hallt wider von den Schlägen der See, wenn der Winter seinen feurigen Speer wirft. Der Dichter dekliniert für jede Windrichtung die Konsequenzen: Bei Wind aus dem Osten sind die Wogen wie besessen. Kommt der Sturm aus dem Norden, schnappt die See knurrend nach den Wolken. Von West hält die donnernden Brecher überhaupt nichts mehr auf. Und Wetter aus Süd verwandelt das Meer in eine Teufelsbrühe. Unheil droht an allen Ufern. Warum nur, fragt man sich, mussten die Menschen sich ausgerechnet hier niederlassen?

Die ersten Siedler, Steinzeitnomaden, kamen nach der letzten Eiszeit vor ungefähr zehntausend Jahren von Schottland aus über die schmale Meerenge nach Irland – in offenen Booten, eine waghalsige Reise selbst unter günstigen Bedingungen. Von den Archäologen wissen wir, dass diese ersten Jäger und Sammler auch bald Fische gefangen haben. Bei Ausgrabungen nahe der nordirischen Stadt Coleraine fanden die Forscher Gräten von Flundern, Aalen und Lachsen. Aber auch in den Tausenden von Jahren, die folgten, ist aus den Iren kein Volk der Fischer geworden. Frühzeitkundler weisen nach, dass die Steinzeitinsulaner mit ihren Nachbarn Handel trieben. Flintäxte von der Küste Antrim fanden ihren Weg nach Schottland und England. Doch aus den Iren sind auch keine Seefahrer und Entdecker geworden, zu widrig waren die Bedingungen an Irlands Ufern, zu wild war die See.

„Der alte Mann verriet mir, was er vom Nutzen der Furcht hielt:
„Ein Mann, der sich nicht vor dem Meer fürchtet, wird bald ertrinken“, sagte er,
„denn er wird an einem Tag hinausfahren, an dem er nicht fahren sollte.
Aber wir haben Angst vor der See, und wir ertrinken nur dann und wann.““

John M. Synge, The Aran Islands, 1907

Es sollten mehr als zehntausend Jahre irischer Frühgeschichte vergehen, bis der erste Hafen angelegt wurde – nicht von Ureinwohnern selbst übrigens. Die zogen ihre leichten Kähne einfach am Ufer hoch, bis sie außer Reichweite der Wellen waren. Wie die Curraghs, die heute noch gebaut werden, besaß das irische Urboot ein Spantengeflecht aus Holz, über das – im wahren Sinn des Wortes – eine Schiffshaut gespannt wurde, aus Rindsleder oder später Tuch, mit Pech versiegelt. Diese Schiffe, die größten waren immerhin an die zehn Meter lang und trugen rund drei Tonnen Last, erwiesen sich dabei als überaus seetüchtig. Leicht, wie sie waren, tanzten sie wie Korken über die Dünung, wo ein schweres Holzschiff die Wellen teilen musste. Der heilige Brendan soll es im sechsten Jahrhundert mit einem solchen Nachen bis zu den Kanaren oder nach Island und womöglich sogar bis nach Amerika geschafft haben. Die Historiker sind sich in der Deutung seiner Legende bis heute nicht einig, und auch die Mutprobe des britischen Abenteurers Tim Severin, der 1976 in einem Curragh über den Atlantik segelte, wird man als Beweis einer irischen Entdeckung der Neuen Welt nicht gelten lassen können. Jedenfalls ist es bezeichnend, dass sich der

Schiffbau in Irland nicht weiterentwickelte. Auf mehr als einen kurzen Ausflug vor die Küste wollten sich die Iren nicht einlassen; vom Meer war nichts Gutes zu erwarten.

Tatsächlich brach von See außer Wind und Wetter bald eine ganz andere Art von Sturm über Irland herein, eine Heimsuchung, die selbst die Wut der Elemente noch übertraf – die Wikinger. Nun erschienen den Iren sogar die Gefahren der See als natürliche Verbündete; wenn es stürmte, konnten die Räuber nicht landen.

„There’s a wicked wind tonight,
Wild upheaval in the sea;
No fear now that the Viking hordes
Will terrify me.“

Anonym, neuntes Jahrhundert

Die Nordmänner hatten kurz vor Ende des achten Jahrhunderts entdeckt, dass die grüne Insel Schätze barg; wieder und wieder landeten sie an der irischen Küste, um die reichen Klöster zu plündern. Irland hatte den Angreifern wenig entgegenzusetzen; es gab keine politische Einheit auf der Insel, keinen Zusammenhalt zwischen den einzelnen Clans. Die Eindringlinge kontrollierten bald die gesamte Küste und begannen, was die Iren zuvor nicht für nötig hielten: Sie bauten Häfen, mit Vorliebe in den großen Flussmündungen, wo sie den besten Schutz vor dem Wetter fanden. Die wichtigen Städte Irlands entstanden als Handelsposten der Nordmänner: Im Jahr 836 gründeten sie Dublin, es folgten Wexford, Limerick, Waterford, Arklow, Wicklow, Cork, Strongford, Longford, Howth – und eine Periode des Wachstums und Fortschritts. Denn Iren und Wikinger arrangierten sich; beide Seiten waren nicht stark genug, den Gegner endgültig zu besiegen, es mischten sich Eroberer und Eroberte. Der Archetyp des Iren, rote Haare und Sommersprossen, besitzt dänische und norwegische Gene.

Ausgerechnet der Versuch, eine zentrale Gewalt nach europäischem Vorbild zu schaffen, löste die nächste Schockwelle aus, ein politisches Seebeben, das bis heute nachwirkt. Dermot MacMurrough, Herrscher der Provinz Leinster, besaß allein nicht die militärische Macht, um die übrigen irischen Fürsten zu unterwerfen, und schmiedete eine Allianz mit dem englischen Normannenkrieger Strongbow. Von einem Strand an der Halbinsel Hook in der Grafschaft Wexford eroberten dessen Söldner schnell die ganze Insel, nicht zuletzt dank ihrer überlegenen Waffen. Die Iren kämpften mit Steinschleudern, die Normannen besaßen Pfeil und Bogen und wussten exzellent damit umzugehen. Zur Belohnung durfte Strongbow erst die Tochter MacMurroughs heiraten und nach dessen Tod sogar den irischen Thron besteigen – eine Entwicklung, die dem englischen Monarchen Heinrich II. so bedrohlich erschien, dass er nun seinerseits nach Irland übersetzte.

„Heinrich wollte nicht Irland, sondern Strongbow unterwerfen,
doch seine Intervention besiegelte den Anspruch Englands
auf die Nachbarinsel. Das Problem, dass er irgendwann auch
die Iren würde unterwerfen müssen, hatte er sich dabei eher
unabsichtlich eingehandelt.“

Robert Kee, Irland – A History, 1980

Das Problem sollte Heinrichs Nachfolger lange Zeit beschäftigen. Irland lehnte sich auf, London schickte Strafexpeditionen; die Iren rebellierten, England schlug zurück. Den schlimmsten Vergeltungsschlag führte Oliver Cromwell: Gleich nach seiner Ankunft auf der Insel ließ der englische Feldherr bei Drogheda zweitausend Menschen ermorden; in Wexford töteten seine Soldaten weitere zweitausend, während noch über eine Kapitulation verhandelt wurde. Dann verkündete Cromwell sein Urteil über den Rest der rebellischen Insel, drei Wörter nur, die wie ein Fluch auf der Zukunft Irlands lasteten: *Hell or Connacht!* In die Hölle mit euch oder in die Westprovinz! Tatsächlich hatten die Unterlegenen keine

andere Wahl: Auf einer Insel gibt es kein Entrinnen, jede Flucht endet am Meer, und dieses wilde Meer war nicht zu überwinden.

Der Leidensweg der Iren war damit nicht beendet, es folgten weitere Schlachten, die Teilung der Insel, Bürgerkrieg, der Terror in Nordirland. Aber entscheidend für die irische Identität war das fürchterliche Diktum Cromwells: Das gälische Irland zog sich an die wilde Atlantikküste zurück, es war auf die unwirtlichsten Landschaften westlich des Shannon reduziert, auf die kargen Böden von Connemara oder Donegal, auf die kahlen Felsinseln vor der Küste. Nur die Wildnis bot noch eine Zuflucht vor den neuen Gesetzen, die angelegt waren, die irische Identität endgültig zu vernichten. Die Paragraphen dieser „Penal Laws“ degradierten die katholische Bevölkerung zu Menschen zweiter Klasse: Sie durften weder ein Handwerk ausüben noch Land besitzen; kein Pferd ihr Eigen nennen, das mehr als fünf Pfund wert war; keinen Wohnsitz innerhalb der Stadtmauern unterhalten; ihren katholischen Glauben nicht leben; ihre Kinder nicht unterrichten; selbst die eigene Sprache war bei Strafe verboten. Eine Kultur wurde zum Untergang verdammt – und überlebte doch im Untergrund. Schule und Gottesdienst fanden unter freiem Himmel statt, in Scheunen und Ställen, hinter Hecken und Mauern. Die gälische Sprache überdauerte die Ära englischer Unterdrückung vor allem deshalb, weil sie im Westen der Insel ein Asyl fand.

Irland versank in Armut; Reisende berichteten mit Entsetzen von den Zuständen auf dem Land, von primitiven Hütten, zerlumpte Gestalten, der Ohnmacht. Ein Volk von Kleinbauern, die ihre gesamte Ernte verkaufen mussten, um die Pacht für ihre Parzellen bezahlen zu können. Die Familien ernährten sich fast ausschließlich von Kartoffeln, die sie für den Eigenbedarf anbauten, und das führte zu der größten Katastrophe in der irischen Geschichte: 1845 vernichtet die Kartoffelfäule zum ersten Mal die gesamte Ernte. *Phytophthora infestans* verbreitete sich rasend schnell, der Wind trug ihre Sporen über das ganze Land. Vier Jahr lang war die Kartoffelernte ruiniert, und Irland hungerte. Niemand hat die Toten gezählt, Historiker schätzen, dass rund eine Million Menschen umgekommen sind.

Es ist eine der Tragödien dieser Hungersnot, dass sich die Iren nicht auf den Reichtum des Meeres besonnen haben. Aber Fischfang hatte keine Tradition, auch Muscheln und Krebse hatten als Nahrungsmittel nie die Bedeutung, die man auf einer Insel in den besten Fanggründen eigentlich erwarten könnte. Und wo sollte eine verelendete Bevölkerung jetzt die Mittel hernehmen, Boote zu bauen und auszurüsten? Da war es doch einfacher, die Schiffe der Engländer zu besteigen, die eine ganz andere Art von Ausweg ermöglichten – die Schiffspassage in eine bessere Welt. Irland erlebte einen Exodus seiner Bevölkerung. Wer irgendwie Geld zusammenbekam, machte sich auf die Reise nach Amerika, nach Australien. Häufig zahlten sogar die Landbesitzer das Ticket, um säumige Pächter vom Land zu vertreiben. Wobei die Schiffe oft eine Fortsetzung der Zustände waren, wie sie an Land herrschten: Die Segler waren überfüllt, eine Brutstätte für Krankheiten aller Art, es fehlte an Proviant, an Wasser. Als „coffin ships“, schwimmende Särge, gingen diese Emigrantentransporter in die Geschichte ein. Im Sommer 1847 meldete die Gesundheitsbehörde in Montreal, dass von 4427 Passagieren auf zehn kürzlich eingetroffenen Schiffen 804 gestorben und 847 schwer erkrankt waren.

Irland nach der Hungersnot war eine Insel der Geisterstädte, der ausgestorbenen Dörfer. Die Mauern verlassener Hütten sind auch heute noch überall in den Bergen entlang der Küste zu finden; nicht weit davon liegen die aufgegebenen Kartoffeläcker, das charakteristische Muster der Kartoffeldämme zeichnet sich noch immer unter Moos und Gras ab.

„Plötzlich, als wir die Höhe des Berges erreicht hatten, sahen wir das Skelett eines verlassenen Dorfs am nächsten Hang liegen. Niemand hatte uns davon erzählt, niemand hatte uns davor gewarnt ... Graue Steingiebel, die wir zunächst ohne perspektivische Tiefe sahen, wie dilettantisch aufgestellte Kulissen für einen Gespensterfilm: Mit stockendem Atem versuchten wir sie zu zählen, gaben es bei vierzig auf, und hundert waren es sicher.“

Heinrich Böll, Irisches Tagebuch, 1957

Die Hungersnot war die schmerzlichste Zäsur in Irlands Geschichte – und wurde der wichtigste Impuls für den erwachenden Widerstand. 1850 wurde die *Irish Republican Brotherhood* gegründet, ein Geheimbund, dessen Ziel der Sturz der englischen Herrscher war. Die Mitglieder nennen sich *Fenians*, nach der Fianna der gälischen Mythologie, einer Streitmacht heldenhafter Krieger. Auf der Suche nach den Symbolen ihrer Identität greifen die irischen Nationalisten weit zurück: Wann war Irland wirklich irisch? Wo liegen die Ursprünge der Nation, für die sie kämpfen wollen? Der Dichter William Butler Yeats lässt die Sagenwelt der keltischen Vorfahren wieder erstehen, er veröffentlicht 1893 eine Sammlung von Essays unter dem Titel „The Celtic Twilight“, die zum Ausgangspunkt für eine literarische Bewegung wird, die als *Irish Renaissance* in die Lehrbücher eingeht. 1896 trifft Yeats in Paris den Dramatiker John Millington Synge, den er förmlich bedrängt, in den Westen Irlands zu reisen, auf die Aran-Inseln, wo er das Wesen der Iren in seiner reinen Form studieren, wo er ihre fast vergessene Sprache lernen kann.

Synge reist, er lernt, er schreibt – ausgerechnet Komödien. In „The Shadow of the Glen“ stellt sich ein Mann tot, um seine Frau des Ehebruchs zu überführen. In „The Playboy of the Western World“ brüstet sich ein Aufschneider damit, er habe seinen Vater erschlagen. Synge zeigte ein realistisches Bild der Bauern und Fischer, einen alten „Menschenschlag, der nur in wüsten Späßen und Gelächter seine Einsamkeit und sein Elend ausdrücken kann“. Das intellektuelle Dublin war entsetzt, die Premiere beider Stücke ein Skandal, und die Schauspieler konnten fortan nur unter Polizeischutz auftreten. Das Publikum hatte Überhöhung erwartet, Huldigung des nationalen Charakters; die Zuschauer verlangten Heroen, in deren Blutbahnen die glorreiche Vergangenheit pulsierte. Synge aber hatte die Härte des Lebens an dieser mythischen Küste erlebt und Menschen kennen gelernt, „die des Meeres müde waren“, die um die Grausamkeit der schönen Kulisse wussten. Die erwachende Nation konnte nicht erkennen, welche Kraft sie aus solchen Schilderungen schöpfen sollte.

„Es ist schwer zu glauben, dass diese elenden Hütten, die ich im Süden gerade erkennen kann, von Menschen bewohnt werden, deren Leben so fremdartig ist, wie man das in ältester Dichtung und Legende antrifft.“

John M. Synge, The Aran Islands, 1907

Osteraufstand 1916, der Süden Irlands erlangt die Freiheit, es folgt der Bürgerkrieg. „A terrible beauty is born“, schrieb William Butler Yeats, eine schreckliche Schönheit. Das unabhängige Irland wendet sich nach innen, es wird zur Insel in der Zeit. Die Nation verankert einen „besonderen Status“ der katholischen Kirche in der Verfassung, sie beschließt eine Gälisierung der Gesellschaft, erklärt den Verzicht zum Staatsziel. Genügsame Bürger wünscht sich *taoiseach* – Premier – Eamonn de Valera in einer Radioansprache von 1943: Männer, die sich im „athletischen Wettstreit messen“, und „wohlgestaltete Frauen“, in deren Küchen sich die Alten und Weisen versammeln. Tatsächlich hatte die unabhängige Nation ein bettelarmes Land erobert. Lange eine Art Vorgarten der Briten, hatte die Insel die industrielle Revolution verpasst. Belfast war die einzige Oase der Schwerindustrie – und die gehörte nun zu den abgespaltenen *six counties* Nordirlands. Zudem blieb die junge Republik ein Teil des britischen Wirtschaftssystems. Drei Viertel aller Exporte gingen nach England, drei Viertel aller Importe kamen von dort. Handelsströme machen nur ungenutzte Umwege zu abgelegenen Inseln.

Erst 1973, mit dem Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft, kommt Irland endgültig frei und schüttelt die Vergangenheit ab. Die Insel durchbricht ihre Isolation und holt auf, was ihr im Jahrhundert zuvor entgangen war. Die Entwicklung verläuft mit einer Geschwindigkeit, wie man sie vorher nur von asiatischen Staaten kannte; Irland macht als keltischer Tiger Furore, der das Zeitalter der Industrieproduktion überspringt und sich gleich auf die globale Dienstleistung spezialisiert. In der anbrechenden Ära der Informationstechnologie ist die Insellage kein Nachteil mehr – die modernen Datenhighways brauchen weder Wellen noch Stürme zu fürchten. Die Wirtschaft boomt, die großen Städte wachsen, die Emigranten kommen zurück. Gleichzeitig pflegt Irland nach außen das Bild von der grünen Insel, auf

der die Zeit stehen geblieben ist. Denn die Reisenden aus Europa kommen nicht zuletzt deshalb, weil sie in Erinnerungen schwelgen wollen; die Macht der Nostalgie zieht sie nach Westen, wo die Luft nach Torffeuer schmeckt und die Straßen nicht breit genug sind für den Gegenverkehr, wo die Schafe das Sagen haben und Musik mit der Hand gemacht wird. „Nichts“, verkündete vor dreißig Jahren der irische Schriftsteller Patrick Warner hoffnungsfroh, „wird sich jemals an der Schönheit der Landschaft und an dem Charme und der Höflichkeit des Volkes ändern.“ Der Satz gilt auch heute noch, und vielleicht besteht sogar ein Zusammenhang zwischen Temperament und Terrain.

„Donegal ist ein starkes Stück. Eine starke Topographie, starker Wind, starke Leute, starke Stimmung. Schaut euch doch eine Karte der Grafschaft an: ein Bild des Wahnwitzes, des ewigen Kampfes zwischen Land und Meer, eine verschlissene Fahne, die trotzig über dieses Floß namens Irland hinausragt.“

Stephen Rynne, All Ireland, 1956

Die irische Küste ist wie ein Gegengewicht zum Fortschritt, der wilde Westen ein Therapeutikum, das die Zumutungen und Verlockungen des modernen Alltags neutralisiert. Womöglich hilft der Blick auf die pure Welt aus Wasser und Stein den Menschen, ihre Lage und Bedeutung in der großen Perspektive zu sehen. Sie nehmen sich selbst nicht so wichtig, weil ihnen die Küste einen Blick schenkt in die Zeiten vor allen Zivilisationen. Der Satiriker Flann O'Brien macht sich auch über diesen Umstand noch lustig: Sein Musterire O'Coonassa wächst in einer Hütte auf, deren Fenster in alle Himmelsrichtungen auf sagenhafte Küstenkulisse schauen.

„Um auf das Haus zurückzukommen, in dem ich geboren wurde, so muß man sagen, daß ich einen schönen Blick von da aus hatte. Wenn man aus dem Fenster zur Rechten blickte, erstreckte sich unten die kahle und hungrige Landschaft der Rosses und Gweedore; dahinter Bloody Foreland und weit draußen Tory Island, das wie ein großes Schiff dort schwamm, wo der Himmel ins Meer taucht. Wenn man aus der Tür sah, konnte man den Westen der Grafschaft Galway mit einer guten Portion der Felsen Connemaras überblicken und Aranmore weit draußen im Ozean und von einem selbst entfernt, mit den kleinen, strahlenden Häusern von Kilronan, klar und gut sichtbar, wenn man gute Augen hatte und der Sommer gekommen war. Aus dem Fenster der linken Seite konnte man die Great-Blasket-Insel sehen, kahl und abweisend wie ein entsetzlicher Aal aus anderen Welten, der träge auf den Wellen ruhte; und weiter drüben lag Dingle mit seinen eng aneinander geduckten Häusern ... Nie hörte ich sagen, irgendein Haus sei so schön wie dieses auf dem Antlitz der Erde gelegen.“

*Flann O'Brien, The Poor Mouth – Irischer Lebenslauf, 1941,
aus dem Englischen von Harry Rowohlt*

Für den keltischen Tiger jedenfalls ist das Revier zu rau. An guten Tagen mag er sich überlegen, wie er die grandiose Szenerie für seine Zwecke nutzen kann, wo er planen und planieren kann. Aber spätestens dann, wenn von Westen die großen Brecher heranrollen, muss er einsehen, dass ihm diese Beute für immer verwehrt bleiben wird. In der Roaring Water Bay oder an den Klippen von Moher, auf Achill Island oder am Giant's Causeway haben die elementaren Gewalten das Platzrecht, die das Schicksal der Insel schon immer bestimmt haben. Hier steht der Mensch und staunt. ☺

Olaf Kanter